

*Impuls-Referat zur Tagung «Denke global, handle lokal» vom 5. Mai 2011 im Romero-Haus Luzern*

## **Global – lokal – global**

*Biblische und kirchenpolitische Denkanstösse zum Verhältnis von Ortsgemeinde, schweizerischem Katholizismus und weltkirchlicher Vernetzung*

Ob es sich bei der Titelformulierung für mein Referat «Lokal denken, lokal handeln» um einen Tippfehler, um Absicht oder um eine freudsche Fehlleistung handelt, weiss ich nicht. Jedenfalls ging es bei der Absprache schnell: Ich verstand, dass ich als Bibliker und Kirchenfinanzfachmann etwas über das spannungsreiche Verhältnis von typisch schweizerischer Kirchgemeindeautonomie und weltweiter Katholizität sagen sollte. Und ich sagte spontan zu, weil mir die Gelegenheit willkommen war, etwas zum strukturellen Solidaritätsmangel unseres Kirchenfinanzierungssystems zu sagen. Trotzdem hätte ich nicht nur den Titel, sondern auch den Untertitel «Kirchturmpolitik versus biblisch universaler Anspruch» nicht erst dann näher anschauen dürfen, als das Programm längst verschickt war – denn vom Kirchenverständnis des Neuen Testaments können wir lernen, dass lokal und global, Ortsgemeinde und weltweite Kirche keine Gegensätze bilden, sondern zusammengehören.

Darum habe ich mir erlaubt, den Titel umzuformulieren. Ich möchte die knapp bemessene Zeit nutzen, um stichwort- und thesenartig ein paar biblische und kirchenpolitische Denkanstösse zum Verhältnis von Ortsgemeinde, schweizerischen Katholizismus und weltkirchlicher Vernetzung zur Diskussion zu stellen.

### **Stichwort «Leib Christi»**

Wer katholisch sozialisiert ist, denkt beim Stichwort «Leib Christi» wohl spontan an die Kommunion – also an den intimen Moment im Gottesdienst, in dem ich mit meinem «Amen – so ist es» bestätige, dass ich mir mit der Hostie oder einem kleinen Stück Brot den «Leib Christi» ein-ver-leibe: Zum Gedächtnis an seine Tischgemeinschaft mit Freundinnen und Freunden, mit Zöllnern und Dirnen, mit frommen Pharisäern, mit Kindern und Randständigen, zur Vergegenwärtigung seines Abschiedsmahls, zur Erinnerung an seinen Tod und seine Auferstehung, zur Verankerung in der Hoffnung auf das von ihm verkündete und zeichenhaft verwirklichte Reich Gottes. «Lokaler», «konkreter», «persönlicher» und «leibhaftiger» als in der Kommunion geht es nicht: Wir nehmen den Leib Christi in uns auf, verwandeln ihn uns an – und werden so Teil dieses Leibes Christi, ihm anverwandelt. Dass das keine harmlose und schon gar keine beliebige Sache ist, weiss schon Paulus: Wer sich nicht selbstkritisch fragt, ob denn sein Leben und Handeln dem damit verbundenen Anspruch christusförmiger Solidarität auch gerecht wird, «zieht sich das Gericht zu, indem er isst und trinkt» (1Kor 11,28f.)

Aber Paulus<sup>1</sup> verwendet den Ausdruck «Leib Christi» nicht nur bezogen auf den Leib des gekreuzigten und auferstandenen Jesus und für das Brot des Herrenmahls, sondern er verwendet denselben Ausdruck auch, um die Ortsgemeinde zu charakterisieren: Sie verkörpert den Leib Christi und jedes Gemeindeglied ist daher beauftragt, gemäss seinen Gaben und Fähigkeiten zum Aufbau dieses Leibes beizutragen

---

<sup>1</sup> Vgl. D. Kosch, Paulinische Perspektiven. Anlässlich eines Jubiläumsjahres, in: Orientierung 72 (2008) 251-257; ders., Welchen Paulus feiern?, in: SKZ 176 (2008) 556-558.

und so dafür besorgt zu sein, dass der Gekreuzigte und Auferweckte gegenwärtig und leibhaftig erfahrbar sei in der Welt. «Christus als Gemeinde existierend» brachte Dietrich Bonhoeffer dieses Gemeinde-Verständnis auf den Punkt. Nicht der Priester, nicht der Bischof und nicht der Papst, sondern die Gemeinde mit ihren vielfältigen Gliedern, insbesondere den schwachen und unansehnlichen, «verkörpert» die Gegenwart Christi, ist zwischen seiner Auferweckung und seiner Wiederkunft «Stellvertreterin» auf Erden.

Schon für Paulus ist allerdings klar, dass die einzelne Gemeinde dies nur kann, wenn und insofern sie solidarisch verbunden ist mit den anderen Gemeinden – und wie konkret er diese Solidarität versteht, zeigt insbesondere sein Kollektenprojekt: Die wohlhabenden Gemeinden sollen die arme Urgemeinde in Jerusalem tatkräftig unterstützen (2Kor 8-9)<sup>2</sup>.

So sind die Gemeinden für Paulus zwar eigenständig und haben auch eine grosse Organisationsfreiheit – aber sie sind nicht unabhängig und schon gar nicht «autonom»: Denn sie stehen unter dem «nomos» dem Gesetz Christi, dass «einer des anderen Last zu tragen» hat (Gal 6,2) und sind Teil des von Paulus und seinen Mitstreiterinnen und Weggefährten in Gang gesetzten Projekts einer weltweit verbreiteten Kirche, die allen offen steht. Entsprechend nimmt die Paulus-Schule das Bild vom «Leib Christi» auf, indem sie es kosmisch erweitert: Der auferweckte und zur Rechten Gottes erhöhte Christus ist das Haupt der Kirche. «Sie ist sein Leib und wird von ihm erfüllt, der das All ganz und gar beherrscht.» (Eph 1,22f)

Das geteilte und verwandelnde Brot, das ich mir im höchstpersönlichen und zugleich gemeinschaftlichen Geschehen der Kommunion «einverleibe», die solidarische Gemeinde und ihre vielfältigen Glieder am Ort, und schliesslich die weltweit verbreitete Kirche, deren alle Grenzen überschreitende und sprengende Gemeinschaft Gottes Projekt einer erneuerten und versöhnten Welt verkörpern, erfahrbar machen und voranbringen soll – all dies ist biblisch gesprochen «Leib Christi». Da werden lokal und global nicht gegeneinander ausgespielt – nein, die beiden Dimensionen bedingen und ergänzen sich gegenseitig. Globalisierung und Lokalisierung gehören schon biblisch als «Glokalisierung» zusammen.

### **Stichwort Polarisierung zwischen «Ortsgemeinde» und «Weltkirche»**

Diese Kirchengvision, die in der Zeit des Zweiten Vatikanischen Konzils und der stark vom Solidaritätsgedanken geprägten gesellschaftlichen Aufbrüche nach 1968 sehr lebendig war, ist in den letzten Jahren massiv beschädigt worden. Das «und» zwischen Ortskirche und Weltkirche ist uns abhanden gekommen, es dominiert das «oder» bzw. das «gegen». Es wäre billig und unsachgemäss, diese Entwicklung mit einseitigen Schuldzuweisungen zu erklären. Ich benenne zwei Hauptgründe:

1. Der römische Zentralismus, die ekklesiale und medial verstärkte Papst-Fixierung, die überzogenen kirchenamtlichen Autoritätsansprüche und die Vereinheitlichung ohne Rücksicht auf lokale Entwicklungen, Ausprägungen und Bedürfnisse der Ortskirchen und Ortsgemeinden sowie der ständige Refrain, pastoral nötige und an der Basis längst mehrheitsfähige Reformen seien wegen der universalkirchlichen Einbindung nicht möglich, haben die Weltkirche und ihre Katholizität in Misskredit gebracht. Zwar beansprucht die Hierarchie, im Dienst der Einheit zu stehen im Auftrag und Geist Jesu zu handeln – aber ihr zentralistisches, machtförmiges und unflexibles Einheitsverständnis zerstört, was sie aufzubauen be-

---

<sup>2</sup> Vgl. D. Kosch, «Es geht um einen Ausgleich» (2Kor 8,13). Impulse zum Thema «Kirche und Geld» aus den Korintherbriefen, in: Bibel und Kirche 62(1/2007) 30-36.

hauptet: Den weltweiten Zusammenhalt des Leibes Christi, der aus vielfältigen Gliedern besteht, die ihre je eigene Aufgabe und ihr je eigenes Charisma haben.

Angesichts dieses überzogenen «vertikalen», auf «oben und unten» fixierten Katholizismus gilt es, die nach wie vor bestehende «horizontale Katholizität» neu zu beleben. Es gilt, die materiellen aber auch die spirituellen Schätze miteinander zu teilen, voneinander zu lernen, einander zu inspirieren und zu ermutigen. Und für die Hierarchie gälte es, anzuerkennen, dass Identifikation und Zusammengehörigkeit nur dort entsteht, wo Menschen und Gruppen in ihrer Eigenart anerkannt und an den sie betreffenden Entscheidungen beteiligt werden.<sup>3</sup>

2. Aber es ist nicht nur der römische Zentralismus, der die Katholizität der Kirche in der Schweiz beschädigt. Dazu trägt auch eine ebenso weit verbreitete wie fragwürdige materielle und spirituelle Beschränkung des Horizonts auf die Ortspfarrei und die Kirchgemeinde bei, die alles, was «von oben» kommt oder was «Kooperation» und «Mobilität» verlangt, zum Vornherein diskreditiert. Man meint, einzig und allein auf Gemeindeebene setze man das Geld sinnvoll und verantwortungsbewusst ein. Den kantonalen, diözesanen oder gar schweizerischen Institutionen unterstellt man, «da oben» grassiere eine teure und nutzlose Bürokratie, würden eh nur unnützes Papier und basisferne Ideen produziert oder werde der Zentralismus verstärkt. Und den Vorhaben des Aufbaus von Pastoral- und Seelsorgeräumen bzw. –einheiten unterstellt man, sie wollten einzig und allein den Priestermangel verwalten und sie würden das ortsgemeindliche Leben religiös austrocknen und finanziell aushungern. Wie teuer und fragwürdig schlecht besuchte Gottesdienste, ausgebaut und gut unterhaltene aber wenig genutzte Pfarreizentren und Sekretariate im Abstand von wenigen Kilometern und weitere Folgewirkungen der Gemeindeautonomie sind, wird dagegen zu wenig bedacht.

Angesichts dieses «lokalen», auf «Gemeinde-Autonomie» fixierten Verständnisses von Kirche gilt es, sichtbar zu machen, wie vieles nur übergemeindlich und grossräumig sinnvoll organisiert werden kann, von der Seelsorgerausbildung über die kirchliche Medienarbeit bis zu Spezialangeboten für besondere Zielgruppen. Es gilt also auch da, in Kooperationen und solidarischen Netzwerken die spirituellen Schätze miteinander zu teilen, voneinander zu lernen, einander zu inspirieren und zu ermutigen. Gerade in Zeiten, in denen die Beteiligung am kirchlichen Leben zurückgeht und mancherorts auch die finanziellen Mittel knapper werden, wäre es hilfreich, sich schon bevor es zu spät ist am Motto «Lieber gemeinsam leben als einsam sterben» zu orientieren.<sup>4</sup>

Leider kommt erschwerend hinzu, dass die beiden Tendenzen, die jeweils eine Seite der Spannungseinheit von «universal und lokal» bzw. «Einheit und Vielfalt» überbetonen, sich nicht etwa ausgleichen, sondern sich gegenseitig verstärken und hochschaukeln: Je zentralistischer die Kirchenleitung, desto markanter werden die Kirchgemeinden und kantonalkirchlichen Organisationen ihre Autonomie betonen und auch ausüben, nicht zuletzt auf Wunsch der Seelsorgenden, den pastoralen Gestaltungsspielraum möglichst beizubehalten. Und je eigenständiger und eigenmächtiger die Kirchgemeinden und kantonalkirchlichen Organisationen handeln, desto stärker werden die Vertreter der Kirchenleitung die Unvereinbarkeit

---

<sup>3</sup> Vgl. dazu D. Kosch, Das Kreuz der Kirche mit der Demokratie, in: Orientierung 71 (2007) 168-174; ders., Was macht Sinn im Gespräch zwischen Kirchenrecht und Staatskirchenrecht? 27 Annäherungen an die gemeinsame Mitte, in: Liggenstorfer, R., Was macht Sinn? (FS K. Koch), Freiburg 2010, 89-101.

<sup>4</sup> Ich habe diesen Slogan schon als Leiter der Bibelpastoralen Arbeitsstelle zur Diskussion gestellt, vgl. D. Kosch, Gemeinsam leben statt einsam sterben, in: SKZ 11 (1998) 64-65.

des staatskirchenrechtlichen Systems mit der katholischen Ekklesiologie betonen. Die an sich kreative und belebende Spannungseinheit wird zur blockierenden Polarität. Das verstärkt die «vertikale Katholizität», die «oben» und «unten» gegenüberstellt. Auf der Strecke bleiben die «mittlere Ebene» und die «horizontale Katholizität» der Netzwerke, des Miteinanders und der Solidarität, die aus dem Bewusstsein erwächst, aufeinander angewiesen und nur miteinander stark zu sein. Verletzt wird auch der Leib Christi – die einen haben nur noch das Haupt und die Oberhäupter im Blick, die anderen übersehen, dass die vielen Glieder nur dann organisch wachsen und wirken können, wenn auch steuernde Zentren wie Hirn und Herz da sind.

Lösungen gibt es nur, wenn an beiden Polen jesuanisch «abgerüstet» statt kirchenpolitisch «aufgerüstet» wird. Und damit muss jede Seite dort beginnen, wo sie in unserer kirchlich-staatskirchenrechtlichen Doppelstruktur «an der Macht» ist. Die Kirchgemeinden und Landeskirchen müssen ihre Geldmacht teilen – die Kirchenleitung muss ihre Pastoralmacht teilen. Dass die Bischöfe bei der Mittelverwendung und bei Fragen der Kirchenfinanzierung mitreden wollen, sollte nicht grundsätzlich als Bedrohung aufgefasst werden – und dass die staatskirchenrechtlichen Behörden sich zu pastoralen Fragen äussern, sollte nicht in erster Linie als Einmischung zurückgewiesen werden. Vielmehr gilt es, eine Kultur des partnerschaftlichen und wenn nötig streitbaren Miteinanders zu entwickeln – im Bewusstsein, dass die Beteiligten in erster Linie Glieder des einen Leibes Christi sind, und erst in zweiter Linie je unterschiedliche Zuständigkeiten zu berücksichtigen haben.<sup>5</sup>

Nur erwähnen kann ich, dass die polarisierte Situation auch gesellschaftliche Hintergründe hat: Die Globalisierung, die Unübersichtlichkeit, die Hektik und Mobilität im Alltagsleben stärkt einerseits die religiöse Sehnsucht nach klaren Ordnungen, in die man sich einfügen kann – und damit eher autoritär-hierarchische Konzepte von Kirche. Und andererseits stärkt sie die religiöse Sehnsucht nach einer Beheimatung, die Nestwärme und Überschaubarkeit verspricht – und damit Bilder von einer Pfarrefamilie, in der es nicht nochmals Komplexität zu bewältigen und vernetzt zu denken gilt, denn das ist schon im Alltag überfordernd genug.

### **Stichwort «Weltkirche lokal gestalten»**

Wirklich nur stichwortartig ansprechen kann ich den für den schweizerischen Katholizismus bzw. für die schweizerischen Katholizismen im Plural sehr wichtigen Sachverhalt, dass rund ein Drittel aller Katholiken aus anderen Ländern stammen und in erster, zweiter oder dritter Generation in der Schweiz leben. Wir haben oder hätten damit – zumindest in den urbanen Regionen – die Chance, weltkirchliche Erfahrung nicht nur im Austausch mit Christinnen und Christen in fernen Ländern machen zu können, sondern vor Ort. Allzu oft wird diese Chance allerdings verspielt, indem das kirchliche Leben als Nebeneinander von «einheimischer» Pfarreiseelsorge und «Missionen» für einzelne Sprachgemeinschaften organisiert wird.

Gerade in Zeiten einer zunehmend ausländerfeindlichen Stimmung und Politik wäre ein Miteinander der Katholiken und Katholikinnen aus unterschiedlichen Sprachräumen und Kulturen eine Chance für die Kirche, Grenzen überwindende Gemeinschaft einzuüben und damit auch zum Lernort für ein friedliches, entspanntes und respektvolles Zusammenleben zu werden. Nicht nur an der viel diskutierten Frage des

---

<sup>5</sup> Vgl. dazu D. Kosch, *Demokratisch – solidarisch – unternehmerisch. Organisation, Finanzierung und Management in der katholischen Kirche in der Schweiz* (FVRR 19), Zürich 2007.

Umgangs der Kirche mit den Frauen, sondern ebenso an der Frage des Umgangs von Einheimischen und Anderssprachigen zeigt sich, ob es uns ernst ist mit dem Glaubensbekenntnis, dass wir alle Söhne und Töchter desselben väterlichen und mütterlichen Gottes und Glieder des einen Leibes Christi sind.<sup>6</sup>

Für dieses Miteinander können wir sehr viel lernen aus den Erfahrungen jener, die Kirche in weltkirchlichen Zusammenhängen denken und leben – und sich deshalb schon intensiv mit Fragen der Interkulturalität und damit auseinander gesetzt haben, wie unterschiedliche kulturelle und religiöse Hintergründe so zur Geltung gebracht werden, dass Zusammenleben möglich ist und dass man einander bereichert und den anderen die eigene Sicht der Dinge nicht aufzwingt. Und gleichzeitig wird ein stärkeres Miteinander, ein stärkerer ortskirchlicher Austausch der Erfahrungen und Geschichten zwischen Christinnen und Christen auch den Wunsch und die Bereitschaft stärken, weltweit Netzwerke zu knüpfen und den Glauben, aber auch das Brot, das Geld und die Macht miteinander zu teilen.

**Stichwort «Lebendige Gemeinden sind ohne Solidarität nicht zu haben»**

All jene, die vielleicht den Eindruck gewonnen haben, ich hätte nun doch allzusehr das Verbindende, die Solidarität, die Vernetzung und die Notwendigkeit der Zusammenarbeit betont und dem legitimen Bedürfnis nach Selbstbestimmung und lebendigen Ortsgemeinden zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt, möchte ich abschliessend darauf hinweisen, dass Solidarität und damit - kirchenpolitisch gesprochen – eine finanziell, aber auch personell, spirituell und konzeptionell starke Kirche Schweiz für das Leben und die Zukunftsfähigkeit lebendiger Ortsgemeinden eine unerlässliche Voraussetzung sind und dass in einer zunehmend globalisierten und vernetzten Welt eine Zersplitterung der Kräfte die Kirche schwächt, weil sie dadurch unsichtbar, unlesbar und gesellschaftlich bedeutungslos wird. Gut ausgebildete Seelsorgende, aber auch theologisch wie kirchenmanagementmässig geschulte Behördenmitglieder, zukunftsweisende Modelle für die Spitalseelsorge, aber auch qualitativ hochstehende Internetauftritte, Stellungnahmen zu politischen Debatten, die Resonanz finden und Einfluss haben – all dies ist nicht zu haben, wenn wir so viele Mittel für die Ortspfarreien, für Seelsorge am Ort, für Pfarreizentren und Kirchenrenovationen und für gut ausrüstete und personell stark dotierte Pfarreisekretariate ausgeben, statt einen grösseren Teil der verfügbaren Gelder für gemeinsame Aufgaben zusammenzulegen für Aus- und Weiterbildung, für theologische Grundlagenarbeit, gesellschaftliche Präsenz, zeitgemässe Medienarbeit, ein wirkungsorientiertes Kirchenmanagement und einen starken Auftritt nach aussen. Für all dies stehen derzeit überkantonale nur 1-2% der Kirchensteuererträge zur Verfügung – während auf kommunaler Ebene 85% und auf kantonaler rund 13% der Gelder ausgegeben werden.<sup>7</sup> Zeitgemässe und ausreichend dotierte Kräfte auf überregionaler Ebene sind auch für Lern- und Solidaritätsprozesse im Hinblick auf die Weltkirche und die Länder des Südens zwingend erforderlich – denn ohne sie kann der Austausch, der Transfer von Wissen und von Erfahrungen in alle Richtungen nicht geschehen.

---

<sup>6</sup> Der Fremde als Einheimischer. Denkanstösse zur Migrantenseelsorge, in: SKZ 179 (2011) 116-118.144.149-151.

<sup>7</sup> Zu Kirchenfinanzierungsfragen s. neben den einschlägigen Artikeln im in Anm. 5 erwähnten Buch auch: D. Kosch, Finanzielle Überlegungen zur katholischen Kirche in der Schweiz, in: SKZ 177 (36/2009) 604.609-610; ders., Kirchenfinanzierung im Spannungsfeld von katholischer Ekklesiologie und schweizerischer Demokratie, in: Gerosa, L./Müller, L. (Hg.), Katholische Kirche und Staat in der Schweiz (Kirchenrechtliche Bibliothek), Wien 2010, 351-363; ders., Fakir untermauert den gesellschaftlichen Nutzen der Kirchen, in: SKZ 178 (48/2010) 821-822

Natürlich wäre es naheliegend, am Schluss eines solchen Plädoyers für eine horizontale Katholizität, in der das lokale und das globale Element sich glocal ergänzen, herausfordern und bereichern, zu den biblischen Anfängen zurückzukehren. Aber damit droht die Gefahr, ins Spirituelle und Unkonkrete abzudriften und das Leibhafte, Praktische und letztlich eben auch immer wieder unbequem Finanzielle aus den Augen zu verlieren. Im Sinne einer Synthese von biblischem Universalismus und schweizerischem Lokal-kolorit stelle ich deshalb ein Lied des unübersetzbar berndeutschen und gerade deshalb bleibend gültigen Mundartsängers Mani Matter an den Schluss:

*Dene wos guet geit  
Giengs besser  
Giengs dene besser  
Wos weniger guet geit  
Was aber nid geit  
Ohni dass's dene  
Weniger guet geit  
Wos guet geit*

*Drum geit weni  
Für dass es dene  
Besser geit  
Wos weniger guet geit  
Und drum geits o  
Dene nid besser  
Wos guet geit*

Zürich, den 27. April 2011

Daniel Kosch